

**Laudatio Corinna Kirchhoff  
auf die Preisträger des 6. DEKALOG-FILMPREISES  
zum Sechsten Gebot**

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Herr Dr. Herrmann, liebe Preisträger!

In traditioneller Auslegung oder besser im traditionellen Gebrauch des Sechsten Gebots machten sich die vielleicht größten konfessionellen Abweichungen bemerkbar: aus dem Verständnis der einen entwickelte sich eine mehr oder weniger rigide Sexualmoral, aus dem der anderen eine Anleitung zur Ehehygiene im bürgerlichen Haushalt, die wenn man so will, wesentlich den Bestand menschlicher Partnerschaften, Gemeinschaften und Verbände gleichermaßen, ja der Gesellschaft überhaupt zu garantieren hatte. „Du sollst schamhaft sein“, „...den Anfechtungen der Fleischeslust widerstehen“, „...Eskapaden und Seitensprünge unterlassen“ – diese Beschwörungsformeln zur Neutralisierung der Lüste stellen in unserer *permissive society* indes nur mehr eine aus der Zeit gefallene Zumutung dar, genauso wie die beschwörenden Aufrufe zur (disziplinierenden) Selbstkonditionierung, wie sie der leichthin behaupteten protestantischen Ethik zu eigen sein sollen.

Dass aber das Sechste Gebot jenen *ordo amoris* absteckt, von dem der heilige Augustinus sprach, damit nicht etwa nur ein partikulares Moral- oder Sittengesetz darstellt, sondern sich in vielem mit anderen Geboten berührt und letztlich durch seine Universalität einen wichtigen Verständigungs- und Orientierungsrahmen bietet, gerät erst spät in den Blick. Die Liebe – und nicht bloß die romantische und erst recht nicht auf die Libido reduzierte oder auf die reine Lustvermittlung degradierte Liebe – ist eben mehr als das Verlangen, das auf den anderen gerichtet ist, auch mehr als die angestrebte Reziprozität eines partnerschaftlichen Verhaltens und vor allem mehr als die Basis für eine Zugewinngemeinschaft, wie das zeitgenössische Verständnis von Ehe und Partnerschaft allzu häufig suggeriert. Nein, das Sechste Gebot beschränkt sich nicht auf die Sphäre der Privatheit und der Intimität, es zielt, wenn mir dieser Ausdruck gestattet ist (Michel Tournier hat ihn verwandt) auf eine Extimität ab, übersteigt sich selbst in seiner Bedeutung, entwickelt eine zentrifugale Perspektive. Das haben im Übrigen auch, wie mir scheint, die Ausstellungsmacher in der Guardini Galerie so gesehen und die Schnittmenge mit anderen Geboten deutlich gemacht. Diesen Bedeutungsüberschuss des Sechsten Gebotes wiederum mit filmischen Mitteln zum Ausdruck gebracht zu haben, ist das Verdienst der heute vorzustellenden Arbeiten. Die Beiträge zeichnen sich allesamt dadurch aus, dass sie weder eine voyeuristische Schaulust bedienen (was sich bei diesem Thema ja anbietet) noch eine kolportagehafte Intimität vorgaukeln, sondern tiefere, ernsthaftere Fragestellungen zulassen, ja herausfordern.

Doch zur Würdigung im Einzelnen: Der erste Preis geht an den Beitrag „Der Verdacht“, der Abschlussarbeit von Felix Hassenfratz an der Internationalen Filmschule Köln. Der Film erzählt die Geschichte aus der Perspektive einer Ehefrau, wie ihr Mann unter Verdacht gerät, und sie stellt sich im Verlauf des weiteren Geschehens unweigerlich die Frage: Ist er der Mörder jener jungen Frau, deren Leiche in einer süddeutschen Kleinstadt aufgefunden wurde, oder – als der nicht recht heimisch gewordene, ohnehin eingeheiratete Mitbürger – das Opfer einer missgünstigen Gerüchteküche? Eine geradezu klassische Ausgangssituation: Die Frau wehrt jede Unterstellung, Mutmaßung, Nachrede ab, sie steht fest zu ihrem Mann. Es ist, wie der heilige Thomas wußte, die Pflicht der Ehefrau, den Täter vor dem Zugriff der Obrigkeit zu bewahren, so wie es Pflicht der Obrigkeit ist, die Tat aufzuklären und den Täter zu verfolgen. Aber wir leben nicht mehr in einer klassischen Konfliktsituation, sondern in der Zeit des Argwohns: Die Beziehung der beiden Ehepartner wird zunehmend vergiftet durch den Zweifel. Was zu einem nicht minder klassischen

Doublebind führt. Etwa so: Er weiß, dass ich ihm nicht mehr glaube, deshalb sagt er nicht, was mir den Glauben an ihn zurückgibt. Das Ende des Films bleibt offen, fest steht aber, um es mit dem guten Chesterton zu sagen: „Liebe ist nicht blind; das ist sie am allerwenigsten. Liebe ist hörig; und je höriger sie ist, um so schärfer hört sie hin.“ Absehbar ist immerhin, dass nichts so sein wird, wie es einmal war. Kurzum: Es gelingt dem Regisseur zu zeigen, worin eine wesentliche Dimension der Treue besteht, nämlich im Vertrauen – beides Schlüsselbegriffe, die den Kontext des Gebotes übersteigen, Schlüsselbegriffe, die nicht von ungefähr in vielen Sprachen etymologisch zusammen gehören.

Genrewechsel: Der zweite Beitrag, eine Arbeit Iuri Maia Jost, einem Absolventen der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe, ist dokumentarischer Art (und von einer solchen Qualität, dass wir ihm gleichrangig zu „Der Verdacht“ ebenfalls den ersten Preis zuerkannt haben). „Lauf der Zeit“, so der Titel, ist eine Collage, besser vielleicht Bild-Ton-Assemblage von Fotos ehelicher Idylle, bescheidenen Wohlstands und kleinen Glücks, alte Aufnahmen, vielleicht aus den 70er, 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, Zeugnisse eines frühen Liebesglücks, der Ausgelassenheit im Freundeskreis – viel Gelsenkirchener Barock und wenig Spontaneität gelebten Lebens, in der Abfolge immer häufiger durchsetzt mit Bildern – Fotos und Videostills – von Sperrmüll und Haushaltsauflösung. Im Off zwei Stimmen, die aus Briefen eines Ehepaares nach der Trennung vortragen – ein hoffnungsloser Dialog, ein Versuch, die neue Situation zu bewältigen, mit der Vergangenheit fertig zu werden, mit sich ins Reine zu kommen, erstickte Hilferufe, kalenderspruchhafte Beschwichtigungen gepaart mit Vorwürfen. Dann wieder Passagen voller Zärtlichkeit, die kaum ausgesprochen oder, da es sich ja um Briefe handelt, kaum niedergeschrieben, sprachlos verhallen. Ein Briefroman, dessen Epilog schon lange zurückliegt. „Lauf der Dinge“ ist ein Zeugnis des verfehlten Lebenssinns im geteilten wie im getrennten Leben. Vom Ende her gedacht, das Rad der Zeit zurückgedreht, also jene Erfahrung eingebracht, die frei nach Oscar Wilde die Fehler sind, die wir gemacht haben, könnte sich ein erfülltes Leben einstellen, aber es ist ein Hoffnungstitel ohne Gegenwart und ohne Gegenwert, immerhin aber ein für uns anderen gültiger Hoffnungstitel....auf den, sollte man hinzufügen, das Sechste Gebot implizit abzielt.

Den zweiten Preis hat die Jury einem Beitrag mit dem vieldeutigen Titel „Nach der Wahrheit“ zuerkannt. Die Arbeit des an der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg studierenden Nicolas Ehret entwickelt mit verstörend schönen Bildern (die zuweilen an Tarkowskij oder Lars von Trier erinnern), aber auch mit in ihrem Realismus schockierenden Szenen ein komplex aufgebautes Beziehungs- und Familiendrama. „Nach der Wahrheit“ macht somit einmal mehr deutlich, welcher universalere Sinngehalt diesem Sechsten Gebot zu Grunde liegt. Nicht ohne Raunen und Pathos, dabei aber doch äußerst sorgsam inszeniert und das auch mit dem Mut zu einem „eigenzeitlichen“ Erzählrhythmus schildert der Film die Folgen eines Ehebruchs in Zeiten des Krieges/des Nachkrieges, eines Ehebruchs, der nicht zu verarbeiten war in der Einöde und der Verlassenheit einer verlorenen Generation. Dies wird betont mit raffinierten Stilmitteln: viel Dunkelheit und ein sorgsam ausgewähltes Licht/Gegenlicht. Auch hier versagt sich der Film implizit jeglicher Hoffnung.

Der dritte Preis geht an den Film „Auf einmal“ von Tatjana Moutchnik – auch sie kommt von der Filmakademie Baden-Württemberg. Ein junges Paar steht, wie es heißt vor dem „Fünfundzwanzigsten“, einem Jubiläum, das in seiner Bedeutung wohl irgendwie, aber doch nicht so ganz an die Silberne Hochzeit gereifter Ehepaare heranreicht. Eine unbedachte Äußerung im Freundeskreis löst, vielleicht lässt sich das so formulieren, eine Parallelaktion der Untreue aus. Die beiden finden nach dem doppelten Seitensprung zwar wieder

zusammen, aber es zeigt sich, dass die Beziehung nicht wie die Schmutzwäsche, die sich unablässig in der Waschmaschine dreht, eingewaschen, der status quo ante also nicht wiederhergestellt werden kann, auch nicht durch den Versöhnungsversuch, der groteskerweise im Wasserbett stattfindet, das als Gipfel der Ausschweifung im spießigen jungpartnerschaftlichem Alltag justament zum „Fünften“ angeschafft worden war.

Fazit: Die Filme, die Sie gleich sehen werden, sind keine Adaptionen klassischer Motive a la Effie Briest oder Madame Bovary, keine zur gepflegten Unterhaltung oder gar Zerstreung dienende *soap operas*, keine Elogen fetischisierter Innerlichkeit. Sie stellen vielmehr subtile Bezüge her zwischen gutem und schlechtem Verhalten, zwischen Gut und Böse, beleuchten dessen Zwischenräume, ohne dabei zu moralisieren. Sie tragen mit anderen Worten zu einem Wahrnehmungsfiter bei, der davor bewahrt, das Leben zum bloßen, nämlich schäbigen Nennwert zu nehmen, der aber auch davor bewahrt, uns allzuweit von unseren traditionellen Verpflichtungen und Normen zu entfernen. Insofern sind sie eine kongeniale Interpretation der Gebote. Ich darf Ihnen, liebe Filmemacher und Regisseure, für diese gelungenen und lehrreichen, und doch keineswegs belehrenden Fabeln und Parabeln gratulieren.